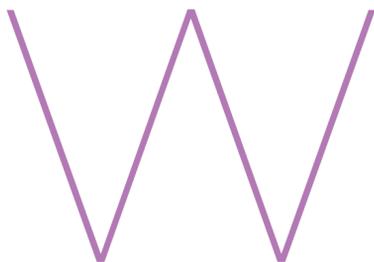


Kein Dresscode ist auch keine Lösung

Modenschau des Jahres: Eine Ausstellung in Bonn untersucht Kleidernormen und Rebellionen von gestern und heute



Was war das noch mal – ein Dresscode? Lange scheint es her, dass es verbindliche Regeln für den Tag im Büro, den Abend in der Oper oder eine Hochzeit im Freien gab. Dann kamen die Hoodie-Milliardäre aus dem Silicon Valley, der Siegeszug der Streetwear, das Corona-Jogginghosen-Jahr. Doch die Überraschung im Frühjahr 2021: Der Dresscode ist nicht totzukriegen. Zur Oscar-Verleihung wie zum Besuch im französischen Drei-Sterne-Lokal wird vorher klar kommuniziert, wie feierlich, kreativ oder formell man erscheinen soll.

VON ADRIANO SACK

Nach einem Jahr, in dem Museumsbesuche etwas Exotisches, fast Verbotenes hatten, untersucht eine Ausstellung in der Bundeskunsthalle Bonn jetzt, warum das so ist. „Dress Code“ heißt die Show, die in Zusammenarbeit mit dem Costume Institute Kyoto und dem National Museum of Modern Art in Japan entstanden ist: eine eklektische Zusammenstellung von Schrillem und Straigtem, Klassischem und Abenteuerlichem. Die Identitäts- und Verkleidungsspiele der amerikanischen Künstlerin Cindy Sherman finden hier genauso ihren Platz wie Manga-Figuren in den Kostümen des Sonnenkönigs. Ein Cocktailkleid von Moschino mit Teddybärkragen wie eine Maske, auf der in bunten Buchstaben steht „Who said so?“. Die Arbeit von Aoyama Ayaka stammt aus dem vergangenen Jahr und „Wer hat das gesagt?“ (im Sinne von: bestimmt) war eine der Zentralfragen in der Pandemie.

Es geht also nicht darum, was man anziehen sollte. Sondern um die Frage, warum man es tut. Was in den Stoff, die Schnitte, die Logos an gesellschaftlichem Diskurs eingeschrieben ist. Der Katalog ist gegliedert in kurze Kapitel, deren als Fragen formulierte Überschriften auch auf der letzten Seite einer Modezeitschrift stehen könnten: gewollt hintergründig, spitzfindig platt, berechenbar wie das Lob für kaltgepresstes Bio-Olivenöl. Das reicht von „I. Müssen wir uns an Kleidervorschriften halten?“ über „6. Wie bewusst wähle ich

meine Garderobe?“ bis hin zu „10. Ist Mode ein Spiel?“

Doch die spielerische, facettenreiche und inspirierende Ausstellung macht die Katalogschwurbelerei schnell vergessen. Neben dem Kleid von Koché, das aus Fußballtrikots zusammengenäht wurde, steht ein Louis-Vuitton-Koffer mit dem berühmtem Monogramm, vor Sherman im lavendelfarbenen Seidenkleid hängt ein Mantel von Issey Miyake mit historisierendem, japanischem Männerporträt. Wer sich in den Kleidern, Fotos, Dokumenten verliert, er wird morgens vor dem Spiegel anders auf sich selbst und seine Kleiderwahl blicken.

REBELLENHEMD FÜRS FEIERABENDBIER

Ausstellungen über Mode sind genauso paradox wie Fernsehsendungen über Essen: Den eigentlichen Spaß enthalten sie dem Konsumenten vor, die Gaumenfreude oder den Blick in den Spiegel. Trotzdem sind es oft große Publikumserfolge, wie etwa die Jil-Sander-Retrospektive vor einigen Jahren in Frankfurt. Neben der historischen und ästhetischen Dimension ermöglichen sie den Abgleich mit dem eigenen Geschmack: Würde ich das tragen? Wie sieht das an anderen aus?

Da gibt es etwa die serielle Arbeit des Niederländers Hans Eijkelboom, die auch auf der letzten Documenta zu sehen war: Wie sein Landsmann Ari Vershuis fotografiert der Künstler auf der Suche nach der zufälligen Uniform Menschen auf der Straße: mittelalte Männer etwa, die sich ein Rolling-Stones-Zungen-T-Shirt in XL über den Bauch gestreift haben – das Rebellenhemd fürs Feierabendbier. Wie resistent ein Kleidungsstück gegenüber Abnutzungerscheinungen sein kann, zeigt sich hier wunderbar. Längst zum Klischee verwachsen, wird das T-Shirt von Generationen von Models immer wieder entdeckt. Und die Band hat kürzlich in London einen Conceptstore eröffnet, dessen Sortiment sich aus Variationen der herausgestreckten Zunge speist.

Für die Geschichte der Mode viel wichtiger war die Jeans. Die Hose aus



Alles in einem Look: Entwurf von Gucci-Designer Alessandro Michele

unverwüstem Denim war erst Funktionskleidung, dann das Symbol für Demokratisierung und Sexualisierung. Präsidenten wie Punks trugen sie (die einen gebügelt, die anderen zerrissen), und das kürzlich verstorbene Männermodell Nick Kamen wurde in den 80ern weltberühmt, weil er in einem Levi's-Werbespot seine Jeans auszog und in Unterhose im Waschsalon saß, während sie in der Trommel auf die ideale Passform hinschwappte. Der Song dazu war „I Heard it through the Grapevine“, der die im Grunde bis heute anhaltende Liebe zum vintage soul auslöste.

In der Ausstellung sieht man, wie die Jeans immer wieder Designer zu Experimenten und Zweckentfremdungen anregte. Das mit einem schlängelnden Reißverschluss versehene Denimkleid von Azzedine Alaïa oder das wallende Trägerkleid von Junya Watanabe aus recycelten Jacken und Hosen, bei dem die Jeansnähte zum Ornament werden.

Ornament und Verbrechen: Mona-Lisa-Rucksack von Louis Vuitton



Spiel mit Logos: Kleid von Koché

TOLERANZ ALS ANGRIFF AUF DIE SPRACHE

Nach dem annus horribilis kommt die Modewelt außerhalb der Museen gerade wieder in den Gang. Ein paar Designerdebüts werden mit Spannung erwartet, darunter Kanye Wests Kollektion für The Gap oder Glenn Martens bei Diesel, und für den Herbst sind auch wieder die Weltreisen angekündigt, bei denen ein paar Hundert Menschen für 25 Minuten Modenschau in die Codes der Streetwear einverleibt werden, Pandemie-Lernerfolg: überschaubar.

Ganz anders das Transkript einer Diskussion zwischen den Professorinnen Masaya Chiba (Philosophie) und Hiroshi Ashida (Psychologie) im Ausstellungskatalog. Aus der Tatsache, dass Luxusmarken sich die Codes der Streetwear einverleibt haben, leiten sie eine Spirale der Gleichgültigkeit ab: „Irgendwann werden die Menschen damit aufhören, sich in regelmäßigen Abständen von ihrer Vorgängergeneration zu distanzieren“, sagt Chiba. „Ich denke, dann werden alle ihr eigenes Ding durchziehen.“ Wenn aber alles in Ordnung sei, so argumentieren die beiden weiter, sei keine Kategorie mehr wirksam. Die Mega-Toleranz, die derzeit viele Debatten bestimmt, sei letztlich ein Angriff auf die Sprache selbst, weil jede Form von Kategorisierung schon als Beleidigung gewertet werde. Kein Dresscode, könnte man sagen, ist auch keine Lösung.

Das ist so kühl, klar und pointiert, wie der Camouflage-Kimono von Jean-Paul Gaultier, der ebenfalls in Bonn zu sehen ist. Die Ausstellung in der Bundeskunsthalle ist die wichtigste Modenschau, die man in diesem Sommer zu sehen bekommt. Und das ganz ohne VIP-Einladung und obszönen CO₂-Footprint.

■ Dress Code: Das Spiel mit der Mode. Bundeskunsthalle Bonn, bis 21.9. bundeskunsthalle.de/dresscode.html



Selbstporträt der Künstlerin Cindy Sherman im fliederfarbenen Kleid

© CINDY SHERMAN/COURTESY HAUSER & WIRTH AND SAMMLUNG GOETZ, MÜNCHEN

Zuhause zum Ausklappen

Kluges Wohnen für moderne Nomaden mit Möbeln aus einer Box

Sie ist etwas größer als ein Cembalo und 125 Kilo schwer. Man schraubt und klappt die Kiste auf und findet alle Elemente für ein komplettes Zimmer vor: zwei Sitzbänke mit Esstisch (à zwei Meter), ein Bett (1,20 Meter breit). Die Außenwände der Box werden zur Trennwand: auf der Seite Regal, auf der anderen Kleiderschrank. Kein Hämmern, Leimen, Sägen. Ein Inbusschlüssel reicht, um nach 45 Minuten einzuziehen. Vorausgesetzt, man hat ein Zimmer.

Platz für die Wanderbox, so heißt das ausklappbare Wohnkonzept, ist in der kleinsten Hütte. Genau darum ging es Stefan Prattes, 32, Tischler und Architekt aus der Steiermark, der sich das Ganze ausgedacht hat:



„Classic-Box“ für 3600 Euro (Foto). Die „Touring-Box“ ist halb so groß

Weil er in zwei Jahren beruflich fünfmal zwischen Graz, Barcelona, Cardiff, Bregenz und Wolfsberg in Kärnten umziehen musste, aber keine Lust hatte, sich etwas Teures, Großes zu mieten und dann immer wieder einen Riesenhaushalt hin und her zu schleppen, trotzdem aber seinen gestalterischen Ansprüchen entsprechend hochwertig und nachhaltig leben wollte, kam ihm diese Idee. Unternehmensentwickler Stanislaus Benecke, 60, lässt sie nun im Chiemgau bauen. Seine Kunden sind Fußballspieler, Schauspieler, Professoren, Start-Upper, viele Studenten, Geschiedene, Witwer, auch Paare in San Francisco, London oder Burg auf Fehmarn. „Die Dekorierfähigkeit ist ein wichtiges Kriterium, besonders für Frauen“, sagt er. Durch das helle Buchenholz ist es gut gestalt- und kombinierbar. Männer lieben vor allem das Effiziente und die Sachlichkeit des Designs.

„Die Wanderbox und ich passten wie Topf und Deckel“, erzählt Benecke vom Beginn seines Unternehmens. „Das Konzept war wie für mich gemacht. Ich war frisch getrennt, ein Wanderer zwischen den Welten. Und was braucht man schon als Single?“ Wichtig war ihm wie seinen Kunden, sich vor allem wohlfühlen. Nicht in irgendwelchen Möbeln zu hausen, die man nach einem Umzug wieder wegwirft, sondern in einem Interieur zu leben, das so schön ist, dass man sich täglich an ihm erfreut. Das einen auch länger begleitet. „Das ist das Tolle an diesem Koffer Heimat, dass man ihn beinahe wie seinen Computer überallhin mit sich tragen kann.“ Tiny Living für den hohen Designanspruch, ohne aber viel besitzen zu müssen.

Besitz kann ja auch belastend sein: Wer Antiquitäten hat, muss sie pflegen. Einen Teppich zu kaufen heißt, man muss ihn auch reinigen. Mühsam im Grunde. Hinzu kommt, dass temporäres Wohnen und Mobilität für immer mehr Menschen zum Alltag werden. Sei es, dass sie beruflich viel in Hotels und nur selten zu Hause sind oder eine private Situation eine Übergangslösung verlangt. Der moderne Nomade ist heute an vielen Orten verwurzelt, nicht weil er Wohnorte sammelt, sondern weil er an mehreren Standorten gleichzeitig etwas bewegt. „Wir hatten mal Kunden“, erzählt Benecke, „die sofort in eine Villa ziehen wollten, aber noch keine Möbel hatten. Die haben sich erst mal mit der Wanderbox beholfen. Nach und nach kam dann die Einrichtung, und die Box wanderte in die Ferienwohnung.“ Er zieht demnächst von München nach Hamburg und denkt darüber nach, ein Sofa zu kaufen.

DAGMAR VON TAUBE